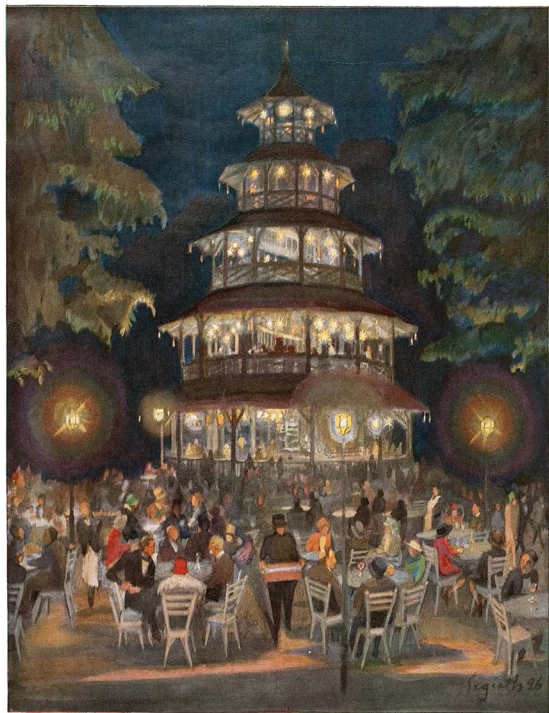


# JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 50



Am Chinesischen Turm in München

Paul Segieth

# DAS GROSSE HEIMWEH

VON ARTHUR M. FRAEDRICH

Ein stiller, lauer Sommerabend war es. Klar und schön stand der Mond im Blau und überschüttete die Bucht der kleinen Ostseefinsel mit abergläubig glühenden Lichtern. Jenseits reckte die Mühle über Aeme, hingelte sich im stillen Wasser, und davor, hinter der Schloßruine, hinter diesen wichtigen Jangnen vor-suntener Zeiten, auf deren Scheitel Jörg fast mit seiner Harmonika, stieß der jahrhundertalten Kirche Turm in den Abend. Vom Dorf herüber wollte eines köstlichen Gekläff und dann und wann der Bass der Fische, die, neben den Tollen stehend, auf Wind fürs nächtliche Fischen warteten. Consi aber war es fischenstill.

Jörg legte den Kopf auf sein Schifferklavier, sah träumend auf Anna, die zu seinen Füßen kauerte, und lauschte. Ihn war's, als hörte er die Erde atmen.

Besucham zunächst, leise griff er wieder in die Tasten, so daß es wie Vogelgewächser empferlich, schließlich, schließlich mit allen zehn Fingern seiner braunen, schielenden Pranken, so daß es von Kirche und Mühle widerhallte und die Fische verstumten, jäh abbrachen mit dem Menschen übers Fischen und Entweitem. Denn wenn Jörg Harmonika spielt, so ist das eine Feststunde. Es ist, als vergesse selbst Frau Gorge sich.

Wieder saßen alt und jung am Fischerbasen und lauschten nach den Willen. Schatz hob sich Jörgs Schattenschiff ab vom Himmel; der Mond blühte aus dem Nistelschlag der Harmonika herüber. Da wurden die Fische eines vornehm gekleideten Herren ansichtig. Man jagte Später, er wäre aus einem der unliegenden Bäder herübergekommen.

Dieser Herr trat auf Jörg zu, sprach auf ihn ein, eindrucklich, lange, unterließ sich mit Anna und sprach dann wieder auf Jörg ein. Schließlach gingen die drei in den Dorfweg.

Andereags besahen dieser Herr und Jörg mit seiner Harmonika den Küstendampfer. Anna sah ihrem Verlobten leuchtenden Blickes nach. Der jedoch schien sich nicht recht behaglich zu fühlen in seinem blauen Anzug, der unter dem Druck seiner Muskeln in den Nähten zu platen drohte; der feine Kragen schien seinem braunen Stierbuckel wehret zu emp als un-bequem zu sein.

„An mu spere et gant, Jörg, dann könn'u wie bald en Bood köpen“, rief Anna. Er schien es nicht zu hören. Dafür nicht der vornehme Herr gelassen, und er lächelte so, als löge die Anagelung mit dem Boor weertsi noch auf dem Mond.

Vier Wochen ist das man her. In diesen

vier Wochen soß der Fischermaat von den Dis-freimlich Abend für Abend auf der Bühne eines Vorstadvarietés und spielte auf seinem Schifferklavier. Es hatte jedoch allsehand Aber-redungsmäßig gekostet, bis es soweit gekommen war; Jörg wollte nämlich nicht: Vor den vielen Menschen und in diesen blendenden Licht-mer soll er spielen?

Der Hinweis, nun vor dem Ter zum Nubn zu stellen, machte ihn ebenso wenig willfährig, wie der Anblick einer prallen Preislosche. Er stierte nur immer verschüchtern drein und rieb dabei seinen Nacken an dem weißen Kragen noch rötet, als er ohnehin schon war.

Mittwächtig bemerkte er: „Das is mi tau hell.“ Als der vornehme Herr, der Direktor des Varietés, ihm erklärte, der Zuschauerraum werde bis auf ein paar Lampen an der Rampe völlig dunkel gemacht, sah er zwar weniger misgünstig drein, aber auf die Bühne ging er immer noch nicht. Er will im Dunkeln spielen, jawohl! Was ist dem Ehrenwertes an ihm? Die Leute wollen doch nur sein Spiel hören! Und, zu Hause spielt er auch am liebsten im Dunkeln. Man hat ihm doch versprochen, er könne hier genau spielen wie zu Hause.

Das sei sogar erwünscht, darin liege ja seine Stärke, wurde ihm erwidert.

Das versahnd er nicht ganz; doch die Caste mit dem Licht — — —

So kam es, daß die Beleuchtung ihrem Namen bei Jörgs Auftreten wenig Ehre machte.

## Am Nachmittag

Von Rudolf Kreutzer

*Der Grille Lied erstirbt am Nachmittage  
Es ruht dein Haupt im grünen Moos.  
Der graue Turm ist wie aus einer Sage  
Und eine Wolke wandert still und groß.*

*Die Beeren kochen schwarz am Strauch  
Der rote Mohr will leis verblühen.  
Staub tanzt im Licht wie goldner Rauch  
Im Felde sich die Knechte mühen.*

*Die Eidechse schlüft auf heißem Stein  
Die Nomen singen süß zur Stunde.  
Der Heiland trägt die Kreuzespein  
Ein Schmetterling flog ihm zum Munde.*

*Vom Hügel fern der Hirte geht  
Langsam verliert sich seine Herde.  
Leis Gottes sanfter Atem weht  
Und Brot und Wein reißt aus der Erde.*

Nun spielte er. Und wie er spielte! Mäuschenstill verbriet sich das Haus, willig ließ es den einfachen Volkswesen, die Jörg spielte, Gehör und Gemüt; das Ungebundene, Unwältige, das in seinem Instrument sang und klang, war mehr als Können allein, das war unge-wollte, ungekünstelte Kunst. Das war die Stimme des Blutes, die der Natur, die einen ihrer Besten in die Stadt hatte kommen lassen, damit allhier Verschüttetes wieder wach und wacher werde. Aus Jörgs Spiel sprachen seine Vater und Urväter, sprach Mutter Erde, wie sie war und wie sie ist.

Niemand fragte die weißbelegte Stille zu stören, wenn er endlich die braunen Hände von den weißen Tasten nahm und nicht recht wusste, wohin mit ihnen.

Nur der Direktor des Varietés, bislang voll des Rangens ob der Wirkung dieser „Attrak-tion“, schmunzelte und rieb sich die Hände.

Jörg spielte allabendlich und immer so, als säße er auf den Wällen, als habe er das mur-melnde Wasser und die stille Mühle vor sich und hinter sich die Kirche und das Rannem jener Zeiten, wo mecklenburgische Bauern wachten über Land und Freiheit. Jedoch tagsüber konnte er sich in der fremden, lauten Stadt. Der Pentindunst benimmt ihn, der spiegelnde Asphalt blendet seine Augen; Sehnsucht quält ihn.

Eines Tages kommt von Anna ein Brief:

„Lieber Jörg! Nu bis du schon vier Wochen weg, nu werden wir uns en Boed köpen könn'u, nu kam man na Hus. Uns' Kragen is schon gel un die Kartoffel haben ingebücht.“

Seine liebe Anna.“

Halblaut liest er das, einmal und noch ein-mal. Hernach klappt er gedankentverloren durch die Straßen. Auf einmal steht er im Direktionszimmer des Varietés.

Er wollte nun wieder nach Hause, jagt er; der Krage sei mähreif, und auch sonst wartet seiner daheim allsehand Arbeit.

Der Direktor grüßt. Aber als er sieht, daß es Jörg, dem Star des Programms, erst ist, jagt er, das sei unmöglich; das Haus sei schon für acht Tage angeworfen.

Das ist nun für Jörg kein Grund, ihm zu verwehren, heimzufahren. Bedenken ist doch“, führt der Direktor eindrucklich fort, „welche Besidmingsmöglichkeiten Sie sich ver-scherzen! Die Preise sind bereits von Ihnen und möchte Sie noch recht lange gehalten wissen.“

Das fühlt er, daß es nicht so leicht sein wird, hier wieder loszukommen. Doch die Ver-



Baumgruppe

Walter Dolch-Amberg



Riedern im Kanton Glarus

August Herzog

dienstunfähigkeit ist das nicht. Soviel, daß er eine Zolle restlos kann, wird er wohl schon verdient haben; man hat ihm ja versprochen, er könne sich schon nach vier Wochen fünf und mehr Boote kaufen. Aber da ist noch die Sache mit der Presse! Er weiß zwar nicht, was Presse ist, doch ihm scheint, daß das etwas ganz Besonderes ist, das unbedingt beachtet werden muß.

Mit hängenden Schultern verläßt er das Direktionszimmer. Hellos irt er in der Stadt umher. Sein ganzes Denken dreht sich nur um eins: Ich kann nicht nach Hause!

Im Zoologischen Garten, wo er sich endlich wiederfindet, verhält er lange vor dem Käfig, in dem ein Verberlöwe rubelos hinter dem Gitter auf und ab läuft. Als dieser einmal wild aufbrüllt, nickt er, als wisse er, was das Tier mit dem Brüllen sagen will.

Am Abend ist er nicht so recht bei der Sache. Er spielt, ja, aber sein Spiel zündet diesmal nicht. Im Zuhörerraum wird es schon unruhig. Doch, als Jörg sein Penium erledigt hat, geräuscht etwas, das das ganze Haus aufmerken läßt.

Der Fjöhhermaat von der Discheinsel legt seinen blonden Kopf auf die Harmonika und zieht den seufzenden Blasbalg so weit auseinander, wie es seine Arme zulassen.

Ein Übergang trillert, und dann, nach einer zarten Einleitung, tost wilde Musik durch den Raum. Höher und höher schwillt der Löwe Detan, ein ergeländes Brausen wird abgelöst von einem hincießenden Kosen und zärtlichem Streicheln.

Was spielt dieser schüchternste Fjöhhermaat? Schreit ein Kind? Ruft ein Ertrinkender? Brüllt ein gefangener Löwe? Spielt er man nicht gar das alte, alte Lied: Nach der Heimat möchte ich wieder, nach dem teuren Vaterort, wo man singt die schönen Lieder, wo man spricht manch trauriges Wort...?

Ja, Jörg schreibt und ruft und brüllt mit seinem Instrument, Jörg spielt jenes Lied, das die Mütter so oft gesungen, das heute schon fast zu den Moritaten zählt. Aber so, wie er es spielt, zählt es nicht zu den Moritaten. Die Melodie ist unter seinen Händen zu einem herzzerreißenden Rufes umgeformt, zu einem wilden Sehnachtschrei, zu einer Symphonie des

Heimwehes, und in dem sanften Nachspiel rollt das Brüllen eines der Freiheit betraubten Löwen.

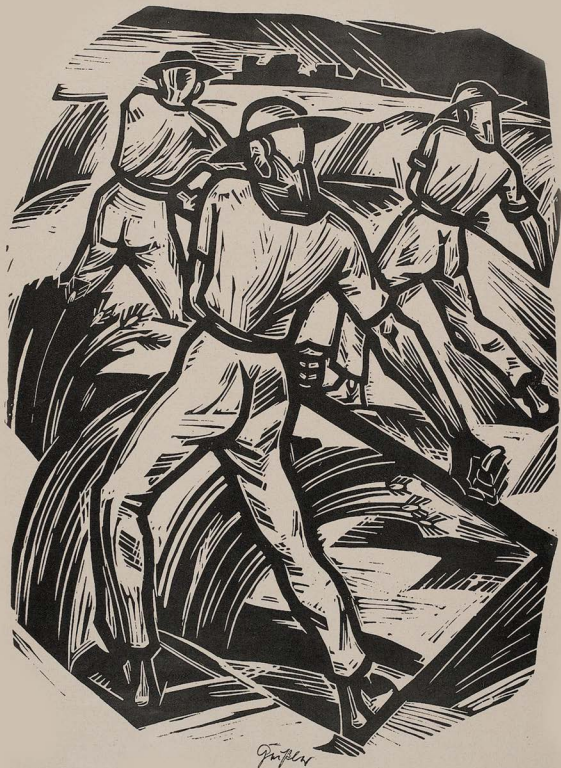
Als das Spiel vercauscht ist, tost ungeheurer Beifall.

Jörg schreckt empor, sieht verwirrt um sich, reißt die Harmonika an sich, flücht von der Bühne. Er stürzt den Ausgang zu, läuft und läuft.

Acht Tage später kommt er auf seinem geliebten Eiland an.

Anna erfährt in den ersten Stunden des Wiedersehens nur, daß in der großen Stadt ein Löwe hinter einem Gitter auf und ab laufe und dann und wann erbärmlich brülle. Geld und Boot erwähnt Jörg überhaupt nicht. Anna findet sich schweigend damit ab, daß es schließlich auch ohne ein eigenes Boot geht. Hauptsache ist, daß Jörg wieder daheim und alles wieder so ist, wie es früher war.

Doch nach drei Wochen bringt der Briefträger Geld, viel Geld. Anna nimmt es in Empfang; Jörg ist still hinausgegangen, als er es klumpen hörte.



Die Schnitter

W. Geißler



Bei den Osterseen

Helgo Pohle

Wilhelm Woldin:

## AMATEURPHOTOGRAPHIE

Ich bin ein Mensch mit regelmäßigen Lebensgewohnheiten. Ich brauche meine acht Stunden Schlaf, nehme meine Mahlzeiten pünktlich ein und verabscheue Krawatten in Regenbogenfarben. Erzentizitäten sind mir fremd. Ich hätte daher nie etwas mit dem Photographieren angefangen, wenn nicht Cynthia gewesen wäre.

„Sie müssen photographieren lernen, Bertie“, hatte Cynthia gesagt. „Alle smarten jungen Männer photographieren heutzutage.“

Ich glaube, auch Kleopatra hat einmal zu Antonius gesagt: „Du mußt Krieg führen, Antonius. Alle smarten jungen Männer führen heutzutage Krieg. Schau Gájar an!“ Es ist dieser verhängnisvolle Ehegast, der in allen Frauen steckt. Calone und Lukrezia Borgia sind Exemplare derselben Gattung.

Es ist kaum anzunehmen, daß ein junger Mann, der Mitglied des gleichen Tennisclubs wie Lukrezia und mit ihr beinahe verlobt war, es gewagt hätte, ihr Ansehen, einen Photoapparat zu kaufen, glattweg abzuschlagen, schon mit Hinblick auf eine gerühmte Cesta.

Und ich bin, wie schon angedeutet, kein Mensch von Renaissanceformat.

Der Apparat war ein rechteckiger schwarzer Kasten, der mich lebhaft an den Zylinder eines Zauberers erinnerte. Drückte man auf irgend einen Knopf, so trat plötzlich an den unerwartetsten Stellen etwas ganz Ubertauschendes zutage. Zum Beispiel der eigentliche Photoapparat, dessen Uebersetzung, wie ich annehme, Darwin auf die Ziehharmonika zurückgeführt hätte. Eines Tages, stelle ich mir vor, war der Besitzer einer Ziehharmonika dieser überdeutlich geworden. Er sagte sich: warum immer Ziehharmonika spielen, warum nicht einmal photographieren? Was ist das für ein eintöniges Leben! Und er setzte der Ziehharmonika eine Linse ein und der Photoapparat war erfinden.

Ich präsentirte Cynthia den Apparat und sie musterte mich mit einem unwilligen Seitenblick.

„Warum schleppen Sie Ihre halbe Bibliothek als Ballast mit sich herum, wenn wir photographieren gehen wollen, Bertie?“

Ich warf einen betroffenen Seitenblick auf die fünf dicken Bände unter meinem Arm.

„Das sind Anleitungen zum Photographieren und Gebrauchsanweisungen für die Verwendung des Apparates.“

„Und ohne die können Sie nicht photographieren?“

„Ohne den Apparat!“ gestand ich.

Meinen Vorschlag, sie in ihrem Wagen zu photographieren, wies Cynthia ab. Während wir aus der Stadt fuhren, erklärte sie mir, daß das nicht den Grundsätzen der modernen Photographie entspräche. Personenaufnahmen und gewöhnliche Motive sind trivial und altmodisch“, erklärte sie. „Man photographiert heutzutage aus einem originalen Gesichtswinkel heraus. Nur die Aufnahmen eines Objekts von oben und von unten oder kleine, markante Details desselben entsprechen diesem Grundsatz.“

Ich photographirte also den Schotterlandweg, an die Spitze einer Telegraphenstange geklammert, aus der Vogelperspektive, die Radanwärter von Cynthias Wagen aus der Perspektive eines Nagenvormens und den Aus-

puß im besten Stil eines sich an den Feind anschließenden Europäers. Den Rest des Tages verbrachte ich auf dem Klagen einer mildernden Windmühle freisend, in der einen Hand den Apparat, in der anderen den Leitfaden für die künstlerische Landschaftsaufnahme.

Erstspät, aber von festerharter Spannung erfüllt führte ich, kaum in der Stadt angelangt, zum nächsten Photographen, um die Aufnahmen entwickeln zu lassen. Ich wagte es nicht, den Rollfilm selbst aus dem Apparat zu nehmen und überließ dies meinen sachkundigen Händen.

„Ich hoffe, die Bilder werden nicht unterbelichtet sein“, sagte ich aufgeregt.

Der Photograph führte in den geöffneten Apparat und schenkte über das, was er darin sah, nicht freundlich entgegnete zu sein.

„Ich fürchte, sie sind sogar extrem unterbelichtet“, sagte er. „Denn, sehen Sie, die Filmpole muß sich während der Aufnahmen in Ihrer Tasche befinden haben, nicht aber im Apparat.“

Das nächste Mal waren wir vorsichtiger. Wir spannten einen Rollfilm ein und begannen zu drehen. In einem kleinen roten Fenster an der Rückseite des Apparates sollte zuerst eine Hand erscheinen, dann als Warnung drei Punkte und schließlich die Ziffer 1, als Zeichen, daß der erste Filmpolstreifen aufnahmefähig eingestellt ist. Es war im Lenzmoll. Wir drehten und drehten und keine Hand kam. Man wurde auf uns aufmerksam und einige schnell entstandene Hilfspeditionen türkten an. Es entstanden rasch zwei Partien. Die für-Hand-Partei und die gegen-Hand-Partei.

Die erstere Partei hatte den Grundtat auf ihre Bahnen geschoben, daß man mit zusammengesetzten Fingern durchhalten mußte, bis die Hand erscheine und wenn es auch eine Woche dauern sollte. Die zweite Partei vertat mit Energie, Vereinfachtheit und gewandter Taktik den Standpunkt, daß wie die Hand übersehen hätte und daß längeres Warten auf weitere Hände keinen Sinn hätte. Es wurden auch pro-Hand- und contra-Hand-Parteien abgeschlossen. Als die Dede für pro-Hand bereits praktisch auf Null gesunken waren, erschien die Hand plötzlich, gefolgt von drei Punkten und der Ziffer 1. Von neuem Mut erfüllt machte ich sechs Aufnahmen von dem im Gang befindlichen Lenzmoll und kam erst, als ich den Film abspulen wollte, darauf, daß ich in meinem Eifer auf das Weiterdrehen vergessen und alle sechs Aufnahmen auf dem gleichen Filmpolstreifen photographiert hatte. Daraufhin nahm ich fünf Knöpfe von Gombias Cape als Detail-Einleben auf und ließ den sechs Aufnahmen entfaltenden Film entwickeln.

Die Knöpfe waren lediglich gelungen. Jeder Liebhaber von Knopf-Porträts hätte an ihnen seine Freude gehabt. Auf dem ersten Filmpolstreifen aber, auf dem ich sechsenal hintereinander das Lenzmoll aufgenommen hatte, war nicht etwa ein sechsenal aufeinander gefolgt Lenzmoll zu sehen, sondern etwas, was ansah, wie eine leere modernen künstlerischen Porträtaufnahmen, bei denen schwarze, charakteristische Schattenkontraste be-

sonders herausgearbeitet sind. Als ich das Bild kurzstillschaltete im Klub herumzige, führte ein bekannter Forscher, der sich zufällig unter den Anwesenden befand, mit allen Zeichen geistiger Erregung auf mich zu.

„Sie waren in Gessa?“, fragte er.

„Ich bin nie weiter nach dem Osten vorgezogen, als die Mährisch-Ostria“, gefand ich wahrheitsgemäß.

„Ausgeschlossen!“ sagte der Mann. „Das ist die beste Aufnahme des Dalai Lama, die ich je gesehen habe!“

Wir gingen zu komplizierteren Aufnahmen über.

„Nimm macht prachtvolle Nachtbilder“, batte Gombia gesagt. „Die Aufnahme muß irgendwie der Spiegel der Seele des Photographen sein. Sie sind nicht romantisch, Bertie!“

„O nahmen wir den Mond aufs Korn.“

„Sie müssen ihn eine halbe Stunde exponieren“, meinte Kito. „Bei kleinster Blende. Dann wird es ein feines Photo.“

Überdreißig Stunden später starrten wir das fertig entwickelte und tipierte Bild an. Es sah aus wie die Aufnahme des Jammers einer Koblente in einem der tieferen Bereiche des Chateau d'If mit einer leuchtenden Wauff immitten.

„Was ist das?“ fragte Gombia mit zusammengesetzten Brauen.

„Es sieht wie eine Knackwurst aus“, sagte ich.

„Es ist ein Komet!“ rief Gombia mit jähem Entschlossenheit. „Wir haben ihn entdeckt. Die Astronomen würden sich über diese Aufnahme wundern!“

„Allerdings“, sagte ich, plötzlich erleuchtet. „Sie würden sich wundern, daß es Leute gibt, die glauben, der Mond halte still, während man ihn photographiert, statt sich inzwischen am Himmel weiterzubewegen.“

Der Versuch einer Blickhinaufnahme von vier Personen führte zu einem verdunkelten Bild, das teils ansah wie die Erstürmung der Bastille durch die Bevölkerung von Paris,

teils wie ein interessantes Studienobjekt der Spiritistischen Gesellschaft. Ich betrachtete die Aufnahme im Park des Lenzmoll, wobei sie mir zugestelt werden war. Eine plötzlichen Gemütsveränderung folgend nahm ich den Apparat und schloßerte ihn mit einem Zusätzlichen zwischen zwei Säulen ins Gebüsch.

„Gott!“ sagte eine Stimme aus dem Gebüsch. Die Büsche teilten sich und zwischen ihnen traten Gombia und Komy, der Spezialist in Nachtaufnahmen, in Erscheinung, welche letzterer mir grinsend den Apparat reichte. Bei der Entwicklung des Films entdeckte ich eine ausgezeichnete Porträtaufnahme von Gombia und Komy, als sie sich gerade küßten.

Es war ganz fair und anständig, denn nach am selben Abend verständigte mich Gombia telefonisch, daß sie sich mit Komy verlobt habe und ihn demnächst heiraten würde. Trotzdem die Aufnahme wirklich die erste vollkommen gelungene war und nach der Ansicht von Fachleuten zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte, habe ich das Photographieren für die nächste Zeit aufgegeben.

## Heldenverehrung

Gavril Princip, der Mörder des österrichischen Thronfolgers, saß in der böhmischen Festung Theresienstadt gefangen und starb auch dort. Um sein Andenken zu ehren, ließ der tschechische Magistrat von Theresienstadt nach der Gründung des tschechischen Staates eine Straße nach ihm benennen, die Princip-Allee. Es gab zwar Leute, die das als Geschmacklosigkeit empfanden, aber immerhin — — — die Princip-Allee blieb! Schließlich hatten ja auch die Erben an der Stelle des Mordes in Grazjow eine Gedenktafel angebracht — — — und in der Schule lernen die Gumnasialisten immer noch von dem Tyrannenmörder Harmedios und Aristokrat...

Jahre hindurch standen die Strafensafeln am Anfang und am Ende der Allee; solide, starke Balken, tief in die Erde gerammt, oben ein Quercorn und darauf das emaillierte Blechschilde: Princip-Allee. Bis 1934 der jugoslawische König in Marseille ermordet wurde! Da empfand man in Theresienstadt die Ehrung des Thronfolgermörders doch etwas peinlich — — — und kurz darauf waren auch die Strafensafeln weg, die Bezeichnung Princip-Allee existierte nicht mehr!

Eine Regierung des Taktgefühls! Eigentlich selbstverständlich — — nicht? Möchte man glauben! Aber es verhält sich ganz anders! Zufallend war nämlich, daß die ehemalige Princip-Allee nicht umbenannt wurde — bloß die alten Strafensafeln waren verschwunden. Man ging der Sache nach!

Und mußte eine beträchtliche Feststellung machen!

Was man zuerst als Ausfluß des Taktgefühls dem befreundeten jugoslawischen Volk gegenüber angeben hatte, erschien nun in wesentlich anderem Lichte!

Die Strafensafeln samt den dazugehörigen Balken waren — — gestohlen worden!!!



Kinderbild

F. Doll

# HISTORISCHE MINIATUREN

## Das ist etwas anderes

Eine Witwe aus Halberstadt kam unter Friedrich Wilhelm II. von Preußen nach Potsdam, um ihren Sohn vom Militär frei zu bitten, weil er ihr einziger war und man ihn gegen eine bestehende Verfügung eingezogen hatte. Als sie beim Könige vorgelassen wurde, hielt dieser sich gerade im Neuen Garten auf. Er las die Bittschrift aufmerksam durch und die Frau bemühte die Zeit dazu, den Herren seines Befehles ihr Leid zu klagen. Einer der Generale sagte darauf: „Aber, liebe Frau, lassen Sie Ihren Sohn nur immer beim Militär, wie sind ja auch dabei.“ — Dies hörte der König, der gerade mit dem Lesen fertig war. „Freilich!“ fügte er hinzu. „Wir sind alle Soldaten; warum soll Ihr Sohn nicht Soldat sein?“ Da antwortete die Witwe gütig und unbefangen: „Das woll' Sie hebb'n aber och weiter nicht geleint; um mein Sohn, der is ein Schuhamacher!“ Rasch befahl der König, den jungen Mann freizugeben.

## Der Beweis

Auf einer englischen Hofstadtbühne wurde einst Hamlet gespielt. Ausstattung und Schauspieler waren „unter der Kamme“. Nach dem großen Monolog meinte ein Kritiker zu seinem Kollegen: „Jetzt wäre eigentlich die günstigste Gelegenheit, herauszubringen, ob das Stück von Shakespeare oder Bacon stammt!“ — „Wieso?“ fragte der andere verwundert. — „Sehe einfach! Man müßte nach London fahren, die zwei Gräber öffnen lassen und nachsehen, welcher von den beiden — sich umgereeht hat!“

## Der Blitzableiter

Als der Wiener Satiriker Euphie einmal mit einem Bekannten an einen Theater vorbeiging, an dem ein Blitzableiter angebracht worden war, meinte er: „Ich finde es ganz überflüssig, daß sich dieses Theater einen Blitzableiter leistet!“ — „Wieso?“ fragte der andere. — „Nun“, entgegnete Euphie, „dort schlägt doch — obgleich nichts ein!“

## Otto Falckenberg

Von Anton Sailer



Direktor Falckenberg führt Regie

A. Sailer

Ein sehr liebenswerter Mensch, der das Kunststück fertig bringt, trotzjähre, expansionstkräftige Energien dauernd um sich zu sammeln. Geheißt und ein bißchen eigensinnig. Ungänglich und dabei schwer zu fassen, immer in Erregung, immer suchend, aber auch — und das ist schwerer! — verstehend und erkennend. Charakteristisch vor allem seine Art, Regie zu führen. Hingend, tastend, in stetigem Laufschritt auf des Dichters Werk. Sehr schön, wie ein bedrohlicher Ausbruch nackter Menschlichkeit unter seinen sachten Händen in den Rahmen des Ganzen gespannt wird, und in übertragener Bedeutung plötzlich mehr von der Lebensbereitschaft alles Seins fühlen läßt, als ein unbeschwertes, heiteres Wort. Dieses gütige Verstehen, mit dem hier an Menschen und Dingen gerückt wird, schafft überdies eine Atmosphäre der Aufrichtigkeit. Er bringt Vertrauen, denn er arbeitet nicht mit überlegener Kälte, sondern sucht nach dem Ausdruck seiner Herzlichkeit. Dabei greift er unbekümmert ein, zerstörend, verändernd und wieder helfend; klug und weiß wie ein alter Zauberer aus tausend Höfen schließlich ein Netz webend, in welchem die kleinen Menschenseelen hängen bleiben, schülernd und zitternd, gleich Lautropfen des erwachenden Tages. Und ist die Morgenröte, bei allem Erleben tragischen Dunkels, denn nicht immer vorzugehen? Eine gewisse Ebn, eine stille Verjüngtheit ist übrigens an ihm nicht zu verkennen. Also etwas verträumt? Nein! Aber sehr verliebt und sehr hingezogen an konkrete, sich stets verdichtende Vision.



# Jeder hat sein Ideal

Von O. Henry

Autorisierte Übersetzung von Anna Drawe

Punkt sechs Uhr legte Jey Enigglestich sein Handwerkzeug nieder. Jey war Schmiedergeselle. Den lieben langen Tag schuftete er inmitten des überlickenden Dampfes einer Schmiedewerkstatt. Aber nach getauer Arbeit ging Jey seinen Idealen nach.

Es war Samstagabends, und der Chef legte — ungenügend genau — 300 Pf Dollarzeichen in Jveys Hand. Der wusch sich soviel wie gerade nötig war, zog den Rock und den Kragen mit der grellen Krawatte an, setzte den Hut auf und machte sich auf den Weg nach seinen höheren Jelen. Denn jeder von uns muß ein Ideal im Leben haben, sei es nun die Liebe, das Spiel, unsere Leibpreise oder die Stille unserer Bibliothek.

Gleich darauf können wir Jey erblicken, wie er unterhalb der demotenden Hochbahn, zwischen langen Reihen anderer Schmiedewerkstätten die Straße entlang wandelt. Bleich, gebüdt, nichtsagend, unansehnlich, zu lebenslänglicher Körperleider und geistlicher Armutigkeit verurteilt ist dieser Jüngling, und doch kann, wie er nun sein billiges Stöckchen schwingt und geräuschvoll den Zigarettenrauch ausbläst, kein Zweifel darüber bestehen, daß sich in seiner engen Brust der Vulkanus gesellschaftlichen Ehrgeizes entwickelt.

Jesos Beine tragen ihn zu der berühmten Unterhaltungsstätte, die Café Maginnis heißt; verblüht ist sie, weil in ihr Billy McMahon verkehrt, nach Jveys Ansicht der größte, der wunderbarste Mann, den die Welt je hervorgebracht hatte.

Billy McMahon war der politische Führer dieses Stadtteils. Sein war die Macht und seine Hand konnte Ehren und Neidstümer austeilen. Jetzt, als Jey eintrat, stand McMahon als großartiger Triumpheator inmitten seiner Anhänger und Wähler. Es war gerade wieder einmal eine Wahl gewesen und ein überwältigender Sieg war ertungen worden. Jey schlich sich zum Bartisch und startete klopfen den Herzens auf sein Idol.

Wie großartig er doch war, dieser Billy McMahon, mit seinem großen, glatten, lachenden Gesicht; seine grauen Augen, die Gesichtsheit ausstrahlten, seine Stimme wie ein Trompetensignal, seine fürstliche Haltung, seine dicke Brille, all das machte auf Jey einen gewaltigen Eindruck — wahrhaftig, er war ein König unter den Menschen! Wie verdankte er doch seine Unterföhre, obgleich auch die mit ihrem glattrasierten Kinn, ihrer wichtigen Miene und ihren tief in den Taschen der kurzen Überzieher verfertigten Händen bedeutend genug ausjehen! Billy aber — nein, Worte können die Bewunderung, die Jey Enigglestich für ihn hegte, nicht ausdrücken!

Das Café Maginnis ballte wider vor Eingegeschred. Die Partleute in ihren weißen Röcken entlockten eine Klotze nach der anderen. Der Rauch dieser Havannazigaretten erfüllte den Raum. Die Ausgewählten schüttelten McMahons Hand. Und plötzlich erwaachte in Jveys von Bewunderung erfüllter Seele ein kühner, erregender Jympuls.

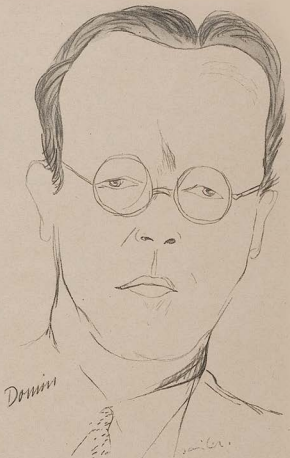
Er ging an die majestätische Erscheinung heran und hielt ihr die Hand hin. Billy McMahon ergiff sie ohne zu jagen, schüttelte sie und lächelte. Von den Göttern, die ihn vernichten sollten, mit Wahnsinn geschlagen, wurde Jey immer kühner und kühner.

„Wollen Sie ein Glas mit mir trinken, Billy“, fragte er vertraulich, „Sie und Ihre Freunde?“

„Habe nichts dagegen“, sprach der große Mann.

Das letzte fünfzehn Verstand schwand aus Jveys Hirn. „Wein!“ rief er dem Barman zu und wankte ihm mit zitternder Hand.

Drei Gläschen wurden entfort; der Champagner prelle in der langen Reihe Gläser auf dem Bartisch. Billy McMahon nahm das seine und nickte Jey mit strahlendem Lächeln zu. Seine Vertrauten er-



Der Schauspieler Domin

A. Sailer

güßen die ihren und brüllten „auf das Wohl des Sponders“. Jey trank seinen Nektar im Delirium. Alle tranken.

Jey warf seinen Wochenlohn in verfallenen Noten auf den Bartisch. „Erümm“, sagte der Barman, die zwölf Dollarnoten glättend. Nun begann jemand Einzelheiten vom Resultat im ersten Wahlkreis zu erzählen. Jey lehnte eine Weile am Bartisch, dann verließ er das Lokal.

Er ging durch Straßen, die immer arbeitsamer wurden, bis er zu Hause war. Dort stürzten schon seine dicke Mutter und seine drei zänklichen Schwwestern auf ihn los, um ihm seinen Wochenlohn zu entreißen. Als er ihnen die Wahrheit gestand, erhob sich gewaltiges Wehklagen und Schimpfen. Aber selbst als die Weiber nun auf ihn loszuschlagen begannen, ließ Jveys Fremdenart nicht nach. Sein Kopf schwebte in den Wolken, Eternen erhellten den Weg seines Triumpfwagens. Verglichen mit dem, was er erlebt hatte, bedeuteten der Verlust eines Wochenlohns und das Geräch der Weiberzungen nichts.

Er hatte Billy McMahon die Hand geschüttelt!

Billy McMahon hatte eine Frau und diese Frau hatte einen leinen Kummer: Es gab vornehme Häuser, in die sie trotz der Stellung ihres Gatten keinen Zutritt hatte.

Billy McMahon war ein Diktator in der Politik, eine Macht im kaufmännischen Leben, ein Großmogul; gefürchtet und geliebt von Tausenden. Von Tag zu Tag wurde er reicher; die Tageszeitungen

umgaben ihn stets mit Journalisten, die das geringste Wort der Weisheit aus seinem Munde aufzupicken, und so ihm sogar die Ehre widerfahren, daß ihn eine Karikatur als Zierwürger darstellte, der den Tiger (die politisierte Volksmenge) an der Leine führte.

Und dennoch nagte auch an Billys Herz ein Wurm. Es gab eine Gerte Menschen, an die er nicht herantreten konnte, die er nur von ferne betrachten konnte wie Moses das gelobte Land. Auch er hatte seine Ideale, genau so wie Mrs Enigglestich und zuweilen, wenn er daran verzweifelte, sein Ideal erfüllt zu sehen, kamen ihm seine eigenen Vergehe wie ein leeres Nichts vor. Und Frau McMabans volles, aber bühnisch Gesicht trug nicht selten den Ausdruck der Unzufriedenheit, selbst das Kaufen ihrer jedweden Nothen Klang wie Saiten.

Im Restaurant eines der vornehmsten Hotels der Stadt, das gerade in der Mode war, hatte sich eine elegante Gesellschaft versammelt. An einem der Tische saßen Billy McMahon und seine Frau. Meistens schwoigen sie, aber der äusserer Glanz, der sie umgab, machte Worte entbehrlich. Frau McMabans Brillanten wurden nur von wenigen Juwelen im Saale überstrahlt. Der Kellner trug die teuersten Weinsmarken zu ihrem Tisch. Und es wäre schwer gewesen, sich eine imponierendere Gestalt vorzustellen als Billy im Frack.

Der Tischbezug war ein hochgewachsenes, schlankes Mann, etwa dreißig Jahre alt, mit vertrockneten, melancholischen Augen, einen Band-Dart und felsam weissen, mageren Händen. Er hatte nichts anderes befestigt als ein kleines Brillest, trodenes Loos und Mineralwasser. Dieser Mann war Gertrud Van Dunsink, Besitzer von achtzig Millionen Dollars, der einen geschäftigen Eiß im engen Kamee der allererstenklassigen Gesellschaft geerbt hatte.

Billy McMahon sprach mit niemand, denn er konnte hier niemand. Van Dunsink blickte unangenehm auf seinen Teller nieder, denn er wußte, daß jede in diesem Saale nach einem Blick von ihm hungerte. Wenn er jemandem zunickte, so bedeutete es eine Art Rittereschlag, und Van Dunsink legte keinen Wert darauf, zu viele Personen in den Adelsstand zu erheben.

Und man tat Billy McMahon das Überraschendste und Kühnste, was er je in seinem Leben getan hatte. Entschlossen stand er auf, aing zu Gertrud Van Dunsinks Tisch und hielt dem Multimillionär seine Hand hin. „Sagen Sie mal, Herr Van Dunsink“, sprach er, „habe gehört, daß Sie eine Reiseskizze zugunsten der Armen eines Stadtteils planen. Ich bin nämlich McMaban. Wenn das stimmt, so will ich alles tun, um Ihnen zu helfen. Und wenn ich was will, dann geschieht's auch in meiner Weltgenoss. Das kann ich wohl sagen.“

Van Dunsinks ein wenig müde Augen bekamen Glanz. Er erhob sich und ergriff Billys McMabans Hand.

„Danke, Herr McMaban“, sagte er ernst. „Ich habe tatsächlich die Absicht, ein Werk dieser Art in die Wege zu leiten. Ich werde mich freuen, wenn Sie mich bei meiner Aktion unterstützen. Und ich freue mich auch, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Billy schritt zu seinem Tisch zurück. Ja, er hatte den Mittelsreich empfangen, und man sah es ihm an. Hundert Augen waren voll Neid und Bewunderung auf ihn gerichtet. Frau McMahon starrte vor freudiger Erregung. Und auf einmal erinnerten sich viele Leute im Saal, daß sie die Ehre hatten, Herrn McMahon zu kennen. Dinge um sich her sah Billy nichts als lächelnde Niemen und Verbeugungen. Er war förmlich eingepfählt in eine Kurzele von Macht und Ehre. Seine gewohnte kühle Ruhe verließ ihn.

„Wein für die Dande!“ befahl er den Kellner, mit dem Finger deutend. „Wein für die dort drüben. Wein für die drei Herren bei der Palme. Sagen Sie ihnen, ich zahle alles. Verflucht nochmal! Wein für alle!“

Der Kellner wagte, ihm ins Ohr zu flüstern, daß es in Anbetracht der Würde und Verehrtheit dieses Lokales vielleicht nicht angebracht sei, diese Deder auszuführen.

„Na, dann nützt“, sagte Billy, „wenn's hier nicht üblich ist. Aber könnte ich nicht wenigstens meinem Freund Van Dunsink eine Flasche binüberschicken? Nein? Na, dann wird dafür heute Abend in meinem Café jeder soweit Champagner laufen können, wie er will.“

Billy McMahon war glücklich.

Er hatte Gertrud Van Dunsinks Hand geschüttelt.

Das große mattgraue Auto schien nicht recht am Platze, als es sich langsam einen Weg durch die Staubfellen und die Wagenhüllen der stehenden Händler im schäblichsten Teil der Straße bahnte. Und auch Gertrud Van Dunsink selbst passte nicht gerade jenerlei in diese Umgebung, als er nun mit seinen weissen, aristokratischen Händen den Wagen vorwärts zuweilen den Gruppen zerlumpter, schämender Straßenjungen hindurchsteuerte. Vom Kräutlein Constance Schwaner, die in ihrer gebrechlichen, österreichischen Schönheit neben ihm saß, ist das gleiche zu sagen.

„Oh, Gertrud!“, hauchte sie, „ist es nicht traurig, daß menschliche Wesen in solchem Leid leben müssen? Und Sie — wie edel ist es von Ihnen, an diese Menschen zu denken, Ihre Zeit und Ihre Geld zu spenden, um ihre Lebensverhältnisse zu verbessern!“

Van Dunsink blickte sie flegelich an. „Es ist wenig“, sagte er traurig, „was ich tun kann. Das Problem ist gewaltig und kann nur von der Gesellschaft gelöst werden. Aber auch die Bemühungen des einzelnen sind nicht vergeblich. Gehen Sie nur, Constance! In dieser Straße werde ich Volkshäuser errichten lassen, von deren Schwelle kein Hungertag weggewiesen wird. Und dort in der Seitenstraße sind alle Häuser, die ich niedrigeren lassen werde, um an Stelle dieser ungesunden, feuergefährlichen Baracken wiederum, gesunde Wohnhäuser für die Armen erbauen zu lassen.“

Langsam betrat sie das mattgraue Auto weiter. Erstaunte, ungekännnte, ungewohnte, burschige Kinder stoben vor ihm auseinander. Der Wagen blieb vor einem schneidlichen, traurig aussehenden Haus stehen. Aus dem Tor des Gebäudes trat in diesem Augenblick ein junger Mann, der das ganze Geld, die ganze Verkommenheit und Straßlosigkeit dieses Hauses und seiner Bewohner zu verkörpern schien — ein englischblütiger, bleicher, unappetitlich aussehender junger Mann, der eine Zigarette paffte.

Einen plötzlichen Impuls folgend, sprang Van Dunsink aus dem Wagen und schüttelte diesen Wesen, das ihm wie ein lebendiger Verwuch vorkam, warm die Hand.

„Ich will euch kennenlernen“, sagte er bewegt. „Ich will euch helfen, soweit ich kann. Wir wollen Freunde sein.“

Als das Auto langsam weiterfuhr, verpuffte Gertrud Van Dunsink ein ungewohntes, warmes Gefühl in sein Herz dringen. Er war in diesem Augenblick beinahe glücklich. Weil er Mrs Enigglestich die Hand geschüttelt hatte...

## Gerichtstag über sich selbst

Es geschah immer noch Dinge, die noch nie dagewesen sind. Er wird jetzt aus Kanada berichtet, daß in der Hauptstadt der Provinz Manitoba, in Winnipeg, ein Richter in öffentlicher Sitzung gegen sich selbst einen Prozeß führt, sich verurteilt und schließlich beandigt.

Bei Sitzungsbeginn sprach der Richter Frank Courtright eines Tages ersten Tonos: „Frank Courtright, stehe auf!“, worauf er sich erhob, um vor den flammenden Zuhörern gegen sich selbst zu verhandeln. Am vorausgehenden Abend, so gelang und klagte der Richter gleichzeitig an, sei er völlig betrunken gewesen und habe ebenfalls durch die Verurteilung eines indischen Schlangentanzes auf der Straße öffentliches Argernis erregt. Die diesbezügliche polizeiliche Anklage liegt dem Gericht vor. Da der schuldige Angeklagte und Ankläger geschädigt war, verurteilte der Richter sich selbst, nicht ohne den widerwärtigen Vorfall entsprechend gereigt zu haben, zu einer Geldstrafe von 20 Dollar. Er nahm die Strafe sofort an. — Darauf erhob sich der Richter erneut und sprach milderen Tonos: „Frank Courtright, im Hinblick darauf, daß du zwar schon lange kein so nüchterner Mann, zuverlässiger Beamter und grachtetes Mitglied der Gesellschaft gewesen bist, hat das Gericht sich entschlossen, Gnade vor Recht zu üben und die diesmal nach der Strafe zu erlassen. Daß es die eine Warnung sein und betrage dich hinfort so, wie es der Würde deines Amtes und deines Alters entspricht!“ — Die Zuhörer im Gerichtssaal brachen in ein stürmisches Gelächter aus, was der beandigt Richter ledernig rügte, um dann den nächsten Verhandlungstag auszuführen. H. M.

## Sommer 1935

Anton Leidl



Die furchtbare Hitze der letzten Tage und Wochen hatte eine solche Frequenzsteigerung des Badebetriebs am Starnberger See zur Folge, daß mit einer Überschwemmung Münchens gerechnet werden muß.

## Gerade deshalb

„Ernst Pester ist als Dichter sehr beliebt.“  
„Co? Das ist mir neu. Er hat doch seit Jahren gar keine Gedichte mehr veröffentlicht!“  
„Danz recht. Gerade das hat ihn so beliebt gemacht.“

## Vorsicht tut not

„Warum nehmen Sie eigentlich nie Urlaub?“  
„Der Chef kann doch ganz gut ohne Sie fertig werden.“  
„Das weiß ich. Aber ich möchte nicht, daß er es auch weiß.“

## Wo du hingehst...

Karl, Fritz und Lette haben auf des Onkels Hochzeit Blumen gestraut. Amertags spielen sie Trauung. Fritz und Lette werden von Karl gestraut. Dieser hat in der Kirche gut aufgepaßt. In Anlehnung an die Worte des Heißhühners spricht er:  
„Wenn du mal wecheln gehst, will ich auch mal dahin gehen!“

G. R.

## Die Illusion

„Mein lieber Herr Friedlein, wenn Sie nicht immer so viel trinken würden, könnten Sie sich schon Hauptbuchhalter oder Doktorist sein statt Kontorist wie schon seit Jahren!“  
„O Herr Direktor, das macht nichts. Wenn ich viel trinke, fühle ich mich als Generaldirektor!“

## Au

„Mein Name ist Wendelstein!“  
„Ach, so heißt doch auch ein Berg in Bayern!“  
„Stimmt! Aber der bin ich nicht!“

## Der Anblick

„Sie: Jedesmal, wenn ich dich ansehe, muß ich denken: Führe mich nicht in Versuchung!“  
Er: „Und ich wenn dich ansehe, denke immer: Erlöse mich von dem Ubel!“

## Zwecklos

„Aber Junge, warum hast du mich denn nicht gebiereten, als dich der böse Junge mit Steinen bewarf?“  
„Ach, Matti, du kannst ja doch nicht zielen!“

## Im Büro

„Herr Müller, sofort nehmen Sie die Virginia aus dem Mund! Im Büro haben Sie nicht zu rauchen!“  
„Verzeihung, Herr Direktor, das ist ja ein Bleistift!“  
„Sie haben auch keinen Bleistift zu rauchen!“

## Beim Baden

Wenn ich, du kleine, süße Fee,  
Vor'm Bade deine Füße seh,  
So wird mir, ach, das Herz schwer,  
Wo kommt nur diese Schwärze her?

## Gerade deshalb

Dame: „Reulich lästest es mir, daß Sie ernstlich aus Heiratensicht absteigen.“  
Herr: „Ja. Eindeutig bin ich sehr entflohen, ledig zu bleiben.“

## Hoffnungslos

„Wo verbringen Sie heuer Ihren Urlaub, Herr Bobl? Sie verreisen wahrheitsgemäß?“  
„Verreisen? — Ich habe nicht einmal Geld zum hiebeln!“

## Schotte beim Zahnarzt

Er kramt in der Tasche.  
„Es ist nicht notwendig, daß sie weicher bezaßeln“, sagt der Arzt.  
„Das will ich auch nicht, aber ich zähle mir schnell das Geld, bevor sie mich einflästen.“

## Komplimente

„Mein Fräulein, Sie sind heute der erste entzückende Mensch, dem ich begegne!“  
„Co? Da haben Sie mich wohl gehabt als ich!“

## Komfort

„Haben Sie hier eigentlich elektrisches Licht?“  
„Freilich, bei Gewittern, wenn es blüht!“

## Wenn schon

„Dennochst wird man Radiogeräte kaufen können, die auch Bilder übertragen!“  
„Mit Rabmen?“

Brust  
Bin

# DIE JUNGER ANZEIGE

der  
Jugend

## KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 26 Stk. für 90 Pfg. die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrstrasse 19

## EXAKTA



FÜR SCHWERIGE AUFGABEN!



DRESDEN STRIESEN 589

Inserieren bringt Gewinn!

## 20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrstr. 19

**SCHÖNE BILDER** an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstplattieren der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zusätzlich Postporto durch den Kaufhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2,79 zuzüglich Postporto) erleichtert die Bestellungen. G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 19

## BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST  
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHÜSTERMANN  
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE  
BERLIN 80 10  
RINDENSTR. 10  
FERNFUP, P. J. JANOWITZ BAMEL, NR. 8108

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

## Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pochzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag  
Dr. Hann Schindler  
München NW 2  
Karlstra 64 41

## Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

## Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gemeinsamen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart, 400 Seiten in illustrierten glanzvollen RM. 2,85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 19

## Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandsticker verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2,76. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 19

ALS BLATT DER KUNST des WITZES und der TUGEND ist auf der ganzen Welt BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“



## Höchste Illusion

(zu nebenstehender Zeichnung)

„Siegst, Alte, wann ma jezt a Maß Bockbier hättan, kannst ma grad moana, mir san am Starnberger See.“

## Die Unbrauchbarsten

„Ja, lieber Freund“, sagte Caphis eines Tages zu einem Schmeichler, „es gibt eine Menge Diener in dieser Welt... Staatsdiener, Ratsdiener, Amtsdienere, Kanzleidiener, Gerichtsdienere, Privatdiener, Kaufmannsdienere, Theaterdiener und weiß ich wie viele Diener noch... Aber unter allen diesen sind doch die untertänigsten und gehorzaamsten Diener die Unbrauchbarsten!“

H. K. B.

## Etwas Besonderes

Müllers gehen davon, die neu erworbene Villa auszufahren.

Beim Teppichhändler sind sie eben dabei, für die Gänge Laufteppiche zu beschätzen. Der Verkäufer läßt alle möglichen Arten herbeischleppen, doch Müllers schütteln immer die Köpfe, bis die Frau sich erklärt:

„Wie möchten etwas, was noch keiner unserer Bekannten hat. Haben Sie vielleicht einen Amokläufer?“

L. E.

## Die Auskunft

Die Gattin stößt beim Lesen auf das Wort „Gehzeiten“.

Sagt sie zum Gatten, ihm dies zeigend:

„Du, Karl, schreibst man denn nicht Gehzeiten mit einem h?“

Meint er trocken:

„Das Buch wird eben noch nach der alten Rechtschreibung sein.“

L. E.

## Die Magd

Der große Philosoph Kant sagte im Gespräch mit einem anderen Gelehrten, als sich dieser auf den viel angewandten Ausspruch: Die Philosophie ist die Magd der Theologie bezog: „Wenn dies zutrifft, so ist die Frage, ob sie ihre die Fackel vor- oder die Schleppe nach trägt.“ W.

## Besser sol

Ein Hofnar am französischen Hof kam zu Franz I. und beklagte sich, ein Kavaliere habe ihn gedroht, er wolle ihn ermorden. „Wenn er das tut“, suchte ihn der König zu beruhigen, „dann lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen, das verspreche ich dir!“ — „Oh, Majestät, versprechen Sie mir lieber, daß Sie ihn fünf Minuten zuvor hängen lassen werden!“ bot der Narr. W.

## Kritik

Im Literatencafé des alten Wien sprach man einmal über einen neuen Schauspiel und ein Bekannter Caphis meinte, daß er alle Verdienste zu errögen wüßte. — „Stimmt“, erwiderte Caphis, „vor allem Mitleid und Freude. Jenes, wenn er spielt und diese... wenn er abgeht!“

## DIE KUNSTZEITSCHRIFT

## „Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG  
DR. HANS SCHINDLER,**

**Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung  
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44  
Tel. 596160**

Neu!

## DEINE KAMERA

### GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

**RICHTIGES ENTWICKELN**, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

**PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE**, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pf.

**G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO**

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



## Begründete Rechnung

In dänischen Arztekreisen wurde kürzlich lebhaft darüber debattiert, nach welchen Grundätzen die Honorare zu berechnen wären, ob lediglich die aufgewendete Zeit zu berücksichtigen sei, oder ob auch die besonderen Fähigkeiten des Arztes in Rechnung gestellt werden dürften, vor allem die Fähigkeit, eine sichere Diagnose zu stellen. In der Debatte vertret ein Dr. B. diese letztere Ansicht und er begründete seine Auffassung durch ein Beispiel aus dem Gebiet der Technik, das alle überzeugte. Er erzählte seinen Kollegen folgende Anekdote:

In einem großen Industriebetrieb setzte plötzlich eine der neueren und komplizierteren Maschinen aus. Alle Versuche des technischen Personals, die Erörung zu beheben, waren erfolglos; so blieb nichts anderes übrig, als einen fachverständigen Ingenieur mit der Reparatur der Maschine zu beauftragen.

Der bestellte Fachmann kam, untersuchte die Maschine eine Weile schweigend, erraff dann einen Hammer, mit dem er einen leichten Schlag auf eine bestimmte Stelle tat. Damit war der Schaden behoben und die Maschine lief wieder einwandfrei und zuverlässig.

Im nächsten Monat schickte der Ingenieur seine Rechnung, die der Direktion des Betriebes im Hinblick auf die geringe Mühe des Fachverständigen allzu hoch erschien. Sie betrug tausend Kronen. Man hat deshalb den Ingenieur, er möge seine Rechnung spezifizieren und hoffe, er würde nun von selbst mit dem Preis heruntergehen. Die neue Rechnung kam postwendend. Sie lautete kurz und eindringlich: „Für einen Schlag mit einem Hammer — eine Krone. Für das Herausfinden der Stelle, an der der Schlag geführt werden mußte, 999 Kronen.“ Die Rechnung wurde anstandslos bezahlt.

Kriesch

## Der Unterschied

„Was ist der Unterschied zwischen einem Trottel, einem Stummen und einer Schwiegermutter?“

Antwort:

„Ein Trottel ist auf den Kopf gefallen, der Stumme auf den Mund. Die Schwiegermutter weder auf den Kopf noch auf den Mund, aber sie fällt auf die Nerven!“

## Liebe Jugend

In einem Paardreier meiner Heimat spielte man seit langem schon einen Wilderer. Endlich erkappte man bei frühster Lat einen alten Güter. Er wird eingeliefert und steht bald darauf vorm Richter. Er beteuert mit dem unschuldigen Gesicht von der Welt, daß er in seinem Leben noch nie gequaddert hat — bloß damals (als sie ihn nämlich unglücklicherweise erwischten) — da war's das erste mal... aber sonst nie mit ne!

Das Gericht konnte ihm auch nichts anderes nachweisen und war milde genug, ihn und seinem Weibe zu glauben. Es blieb also bei dem Einvernal und in Berücksichtigung seiner sonstigen Führung erhielt der Wilderer eine ganz milde Strafe. Aber auch die Frau Güterlein hat es als Hehlerin ein wenig erwischt, was diese aus der Urteilsverbindung hören muß, jedoch gar nicht begreifen kann. Deshalb erklärt ihr mehrmals der Richter in gütigerer Art: sie hätte doch wissen müssen, wech die Kehgeß sei... und als rechtschaffene Frau hätte sie die Kehgeß gar nicht zubereiten dürfen usw., sie hätte ihren Mann gehörig ob seiner Untat zurechtweisen sollen... usw.

Da beteuert die alte Güterlein tränenreich: „J hobs ihm ja schon beim Heiratn glogt, daß des auf die Dauer kein Guat net tuat.“

In Berücksichtigung aber dessen, daß sie zwei schon fast 30 Jahre verheiratet waren, wurde das Urteil ein wenig geändert...



„Aber mein Fräulein, warum haben Sie sich denn das Kleid unten zugeschnürt?“  
„Ich habe gehört, daß in der Kamera alles auf dem Kopf steht!“



Thassilo v. Scheffer: „Die Kultur der Griechen“. Phaidon-Verlag, Wien.

Was an diesem Werk in erster Linie frappiert ist sein Preis: 4,80 deutsche Reichsmark für ein 650 Seiten starkes Buch in Groß 8°, mit einem Bildatlas von 283 in Kupferdruck ausgeführten Tafeln... das ist wahrhaftig mehr, als man sich in seiner kühnsten Phantasie erträumen ließe. Dabei ist das Ganze in einer prächtigen Antiqua auf tadelloses Papier gedruckt und in bestes Leinen gebunden. Diese Umstände reichen — bei der Bedeutung des Autorennamen — vollkommen hin, um eine sofortige Anschaffung des Werks zu beifürworten. Zu erwähnen sei noch, daß es sich hier um keine abgegriffene Facilliteratur handelt, nicht um eines jener konventionellen Werke, die der deutsche Schulmeister der Antike schuldig zu sein sich einbildet, sondern um eine bis auf das Kernproblem des Hellenentums getriebene Darstellung jener Gesinnung und Welt, die den deutschen Menschen seit Goethe und Winkelmann als der Ausdruck einer Sehnsucht berührt, ohne die wir uns die Beglaubigung eines mitteleuropäischen und speziell deutschen Kulturschaffens kaum vorstellen können. Keine leere Fachsimpelei, an archäologischen Doktrinen herumstochern, sondern der Klare und strahlende Spiegel eines Weltbilds, das als ewig betrachtendes Agens den Geiste tiefster Schönheit, Wahrheit und Würde hinüberleitet in den Kulturraum der Gegenwart.

A. W. R.

Josef Gregor: „Shakespeare“, der Aufbau eines Zeitalters. Phaidon-Verlag, Wien.

Bücher über Shakespeare sind keine Seltenheiten auf dem Markt der literarischen Novitäten. Das wunderbare Dunkel, das die Gigantengestalt des Dichters umgibt, hat die promotionslüsternen Scholaren dreier Jahrhunderte zu tiefgründigen Untersuchungen über die Person und das Werk des Titanen veranlaßt. Der müßige Zwiespalt, den die sterile Bacon-Theorie in das Problem schleppte, hat der Diskussion eine gewisse Garantie auf ewigen Hader gegeben; kein Wunder, daß man einer neuen Publikation über den alten Zauber mit einiger Skepsis entgegenseht. Josef Gregors Buch, das in vorbildlicher Ausstattung soeben im Phaidon-Verlag, Wien, erschienen ist, beseitigt unsere Zweifel. Der große Vorteil, aus den positiven Ergebnissen einer jahrhundertlangen, mit größter Intensität betriebenen Forschung endgültige Schlüsse und summarische Resultate zu ziehen, hat dem Verfasser die Arbeit erleichtert und uns eine Darstellung geliefert, die das Studium einer großen Zahl von Quellschriften erbringt. In wohlthuendem Gegensatz zu so vielen Spezial-Dozmatikern des Problems, packt Gregor den umfangreichen Stoff von der zeitgeschichtlichen, kulturhistorischen und theaterpraktischen Seite an und gelangt so über seine Reihe gegebener Faktoren zu dem zwangsläufigen Resultat seiner Forschung: er gibt dem Theater wieder was des Theaters ist, verliert sich nicht in den Imaginationen einer reichlich ausschweifenden Hypothese und bietet das runde Bild einer Zeit, in der William Shakespeare nicht als die dunkle Sagenfigur vieler Doktorarbeiten figuriert, sondern eben als der größte Dramatiker und Begründer der europäischen Bühnendichtung in aeternum. Die zahlreichen mit großer Sorgfalt ausgewählten Bildtafeln ergänzen das Werk auf das Beste und verleihen ihm den Wert einer Quellsammlung, die dem gebildeten Laien wie dem Fachmann gute Dienste leisten wird.

A. W. R.

Ludwig Winder: „Steffi“. Verlag Julius Kittls Nachf., Leipzig. Das Mädchen Steffi ist ein prächtiges Wesen, das mit den Waffen des Humors, des Fleißes und der Schönheit den Sieg über eine verköchernte und geizige Familiendespotin davonträgt. Steffi besitzt viel gesunden, natürlichen Instinkt, der ihr auf den richtigen Weg verhilft und der dann auch ihrem harten und freudlosen Dasein die beglückende Wendung gibt. Ein reizender Roman, lebensnah, ungezinkt und voll von offenen Geständnissen an das Leben... und trotzdem oder gerade deswegen von einer großen und fast beschämenden Keuschheit. G.S.

Jean Glono: „Das Lied der Welt“. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin). Nichts anderes wird hier geschildert als das Dasein einiger naturverbundener Menschen, Fischer und Hirten, ein beinahe mythologisches Land, eine phantastische Stadt im Südfrankreich, ein Fluß, Winterskälte und Frühling — und doch weit etwas

unheimliches aus diesem Buch, vielleicht weil es so unverdorben natürlich ist. Was Kubin mitunter zeichnerisch gibt, hier ist es geistig wiederzufinden; traurig von verhaltenem Schmerz, ein Wissen um die Dinge der Natur und des Lebens („Man läßt immer im Leben; nur das Leiden ist Wirklichkeit“, S. 248).

Man muß sich hineinlesen in dieses Epos, das breit dahinströmt, zwischen Geburt und Tod — über die Klippen Verfolgung, Haß und Kampf. Hoch über allem aber strahlt das Licht der leh-norhaltenden Liebe; in mächtigen Akkorden klingen Glomos Dichtung darin aus. Wenn man von „Dichtung“ unter der Prosa der letzten Jahre spricht, dann gehört dieses (schön ausgestattete) Buch (trotz einigen nicht ganz zutreffend übersetzten Ausdrücken) zu jenen, die an erster Stelle genannt werden müssen.

Karl Kurt Wolter.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

## Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner freigeistig in profunde Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen jehe anschaulich erzählt.

## Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klafsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Alfen und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abfichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu Can Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

## Frank Feik Humor in Dersien

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

## G. Hirth Verlag AG. / München Serrnstraße 10

# Gefangen ist das Vögelein

Erich Wilke



## Chor der Frontkämpfer

Wir sind mit dir gegangen, | Jetzt wollen wir probieren,  
wir haben dich gefangen | dich friedsam zu dressieren.